



Abend:

Zeitung.

214.

Mittwoch, am 7. September 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Neue natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Von den bis jetzt erschienenen Berichten über wirkliche Himmelsbeobachtungen der Sonnensfinsterniß vom 8. Juli (ich habe oben schon eine, aber nur kürzere Notiz gegeben), zu denen ich nun übergehe, scheint mir keiner so viele merkwürdige Umstände zu vereinigen, als der des Astronomen Littrow (des Sohnes) zu Wien; und ich würde sie, wenn sie nicht allzuausführlich, den Lesern dieser Blätter mittheilen, muß sie aber deshalb auf andere Zeitschriften verweisen.

Hier hebe ich bloß daraus die Bemerkung über wahrgenommene „Unebenheiten des Mondrandes“ hervor: denn daß man auf der, bei Sonnensfinsternissen also vor die helle Sonne tretenden schwarzen Scheibe (als welche uns die Kugel in dieser Entfernung schon erscheint) des Mondes, die über seinen Rand hervorragenden Berge erkennt, läßt sich leicht erachten. Schon der ältere Littrow macht darauf aufmerksam. „Wenn die Mondberge genau am Rande der uns sichtbaren Mondscheibe stehen, so kann man mit dem gewöhnlichen Instrumente, mit dem die Astronomen alle sehr kleinen Himmelsgegenstände bestimmen: dem Mikrometer, auch ihre Höhe messen, und also das Verhältniß dieser Höhe zur Größe des Mondhalbmessers angeben. Gesezt, man hätte eine solche Höhe, Erhebung über dem Mondrande oder, wenn es sich von den, neben den Mondbergen eben so häufig vorkommenden Mondthälern han-

delt, die Tiefe eines solchen Thaleinschnittes (die Vertiefung unter dem glatten Mondrande) gleich dem hundertsten Theile des Mondhalbmessers gefunden, so wüßte man, da der Mondhalbmesser 230 Meilen hält, auch sofort, daß diese Erhebung oder Vertiefung $\frac{2}{100} = 2\frac{3}{100}$ (unserer) Meilen betrüge*). Besonders gut lassen sich diese Unebenheiten des Mondrandes bei Sonnensfinsternissen bemerken, wo die schwarze, durch Berge und Thäler also ausgezackte Mondscheibe vor den hellen Hintergrund der Sonne tritt, auf welchem die Höhen und Tiefen sich äußerst genau markiren und mit der größten Schärfe gemessen werden können.“ — Wahrscheinlich sind dergleichen Messungen von andern Beobachtern auch diesmal wirklich ausgeführt worden; ich werde in diesem Falle die Resultate, so bald sie zu meiner Kenntniß kommen, den Lesern nachträglich mittheilen.

In diese Kategorie der durch unsere Sonnensfinsterniß erlangten näheren Bestimmungen über die physische Beschaffenheit der Weltkörper unseres Sonnensystems, welche meine Leser mit mir doch gewiß zu den angehendensten Bereicherungen der Sternkunde rechnen, gehören denn auch Bruithuisen's, auf diese Veranlassung, gemachte Beobachtungen über das Vorhandenseyn einer Mond-Atmosphäre. Die Leser der „Abend-Zeitung“

*) Diese Zahl steht hier nur als Rechnungsbeispiel; die wirkliche Höhe der Mondberge, soweit Messungen vorliegen, beträgt nicht über eine deutsche Meile.

kennen, aus meinen früheren Mittheilungen, den langen darüber geführten Streit; hören wir nun Gruithuisen in seinem Berichte von der Sonnenfinsterniß, über diesen Gegenstand selbst sprechen:

„Während der ganzen Finsterniß war unsere Aufmerksamkeit auf jene Phänomene gerichtet, die zufolge der vorausberechneten Refraction der Mondatmosphäre sich ergeben mußten. Sie haben vollkommen derselben entsprochen. Durch die ganze Dauer waren die Hörner der Sonnenphase anomalisch gestaltet, sie hatten nie der Gestalt entsprochen, welche die Kreiscurven der Phase gefordert hätten, falls der Mond keine Atmosphäre hätte. Der äußere Rand der Sonne lief schon gleich am Anfange der Finsterniß für das geometrische Auge ganz an den Spitzen der Phase gerade aus. Diese verlängerten sich allmählig so, daß sie bei der größten Finsterniß um nahe anderthalb Bogenminuten auf beiden Enden länger waren, als es der berechnete scheinbare Sonnenhalbmesser erlaubt hätte. Sie verkürzten sich dann wieder in umgekehrter Ordnung, wie sie sich verlängert hatten, und schon kurz vor dem Austritte wurde an der Berührungsgrenze die geometrisch-richtige Gestalt vermist, und bei der Berührung ging der Bogen des Sonnenrandes beinahe in eine gerade Linie über. Ich entwickelte aus der Theorie die Erscheinungen, welche die Beobachtungen von drei Engländern bei der Bedeckung des Jupiters durch den Mond gaben. Der Pariser Astronom du Séjour aber bildete längst ganz dieselbe Theorie von den Shortschens in London bei der Sonnenfinsterniß 1764 gemachten Beobachtungen, aus welcher ich jetzt die Phänomene ableitete; nur brachte er eine von der Erde gesehene Refraction von $4'' 5$ heraus (Astronomie par M. de la Lande S. 1992 — 94), die mir aus dem Mariotteschen Gesetze und aus den Dämmerungen, die Schröter auf dem Monde beobachtete, zu $6'' 8$ resultirte — Phänomene, die durch die heutigen Beobachtungen vollkommen bestätigt wurden.“

Dieser Astronom hat übrigens schon in einer vor mehreren Monaten herausgegebenen Ankündigung der von der Sonnenfinsterniß zu erwartenden besonderen Resultate („Bedeutungsvolle und neue Erscheinungen bei der bevorstehenden Sonnenfinsterniß des 8. Juli.“ München. 8.) aufmerksam darauf gemacht, daß drei englische Beobachter (Comfield, Ramage und Ross) auch bei einer neulich beobachteten Bedeckung des Jupiters durch den Mond, die Hörner der Phase dieses Planeten in dem Maße länger werden sahen, als er mehr und mehr hinter den Mond trat, welche Erscheinung sich beim Austritte gerade in um-

gekehrter Ordnung wiederholte, und schlechterdings nur einer Mond-Atmosphäre beigemessen werden kann. — Man entschließt sich ungern, dem lieblichen Monde, mit andern Astronomen, alle und jede atmosphärische Umhüllung abzusprechen, wenn man auch zugiebt, daß diese Mondluft viel feiner als unsere irdische Luft sey; — und Gruithuisen's obige Ausführungen darüber werden den meisten Lesern daher gewiß sehr willkommen seyn. —

Ich könnte und wollte auch noch ausführlicher über diese Sonnenfinsterniß seyn, da die Seltenheit des Vorganges und die Genauigkeit des Zusammentreffens seines Eintrittes mit so lange vorher angestellten Rechnungen die allgemeine Aufmerksamkeit in einem ungewöhnlichen Grade dafür in Anspruch genommen haben; allein die wunderbare Zeit, in welcher wir leben, drängt mich schon wieder zu etwas anderem Wunderbaren. Poggendorff's Annalen, die „preussische Staatszeitung“ und außerdem eine Menge anderer öffentlicher Blätter, enthalten eine „Alexander v. Humboldt“ unterzeichnete Bekanntmachung folgenden wesentlichen Inhaltes: „Das Staunenwürdigste der neuesten Physik sind Moser's zu Königsberg i. Pr. nur noch unvollkommen bekannt gewordene Versuche, Lichtbilder in der Finsterniß hervorzubringen. Auf eine, mit vielen gravirten Figuren versehene Achatplatte wurden schmale und sehr dünne Glimmerstreifen und auf diese eine Silberplatte (wie man sie zu den gewöhnlichen Daguerreotypen anwendet) gelegt, so daß die Entfernung zwischen den beiden Platten eine sehr geringe ist und nur eben ein Hindurchsehen zwischen ihnen gestattet. Die ganze Operation wird möglichst schnell ausgeführt, wonächst man die so auf einander liegenden Platten an einen vollkommen finsternen Ort bringt und dort eine Zeitlang läßt. Wird die Silberplatte hernach abgehoben und Quecksilberdämpfen ausgesetzt (ganz nach Art der gewöhnlichen Daguerre'schen, im vollen Lichte angefertigten Bilder), so zeigt sie alle auf der Achatplatte vorhandenen Figuren auf das deutlichste und bestimmteste.“ Jeder Körper (dieser Erklärungsversuch findet sich der voranstehenden Nachricht von der Thatsache hinzugefügt) ist als selbstleuchtend zu betrachten, auch da, wo unsere Sehorgane durch das Licht, welches er also ausstrahlt, nicht afficirt werden.“ (Fortsetzung folgt.)

*) Der Versuch ist so leicht zu bewerkstelligen und der Erfolg ein so anmuthiger und überraschender, daß ich allen meinen Lesern die eigene Anstellung empfehle.

Münchener.

Moderno-Literatur.

Unter dieser Rubrik beschwert sich ein Herr darüber in einer Zeitschrift: daß Schriftsteller des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts neue Auflagen erleben und äußert: „es liegt darin eine Bevorzugung der älteren, die nothwendig die neueren kränken muß.“

Ein neues, zugleich aber auch charakteristisches Zeugniß, welcher Geist einen Theil der jetzigen Schriftsteller besetzt. Wie kann es einen spätern Schriftsteller kränken, wenn von frühern neue Auflagen von ihren Schriften veranstaltet werden? — Er sollte sich vielmehr darüber getröstet fühlen, wenn er von seinen Zeitgenossen unbeachtet bleibt, daß eine spätere Generation ihm, wenn er es wirklich verdient, Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Diese Kränkung trägt daher das Gepräge des Neides und einer bösen Ahnung für die Zukunft. Nur jetzt macht sich solche Kränkung kund; in dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert findet sich keine Spur davon bei den Schriftstellern, wenn die klassischen Autoren neue Auflagen erlebt haben. Diese Gekränkten möchten, wenn es möglich wäre, wie Perseus, alle Bibliotheken zerstören, damit mit ihnen eine Aera begünne und sie keiner der Plagiate zeihen könnte.

A.

Englische Eisenbahnen.

Die erste Eisenbahn in England wurde 1801 angelegt, ein kurzer Schienenweg von Croydon nach Wandsworth, auf welchem Pferde gebraucht wurden. Nach und nach folgten ähnliche Anlagen. In den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts gingen vom Parlament, bei welchem in jedem Falle um die Erlaubniß zur Anlegung einer Eisenbahn angefragt werden muß, nur 20 Bewilligungen aus, in den nächsten zehn Jahren aber bis 1830 wurden deren 49 gegeben. Schon im Jahre 1836 betrug die mit Eisenbahnen bedeckte Strecke 840 englische Meilen. Durch die seitdem ausgeführten, angefangenen und projektirten Bahnen ist diese Strecke noch weit größer geworden.

Stachelbeeren und Herzkirichen.

Als der Kommandant der Festung Königstein, Wolf Friedrich Beon, im Jahre 1610 wegen Spottirung der Weste gehenkt worden war, schrieb der Herzog Johann Georg an seinen Herrn Bruder, den Churfürst Christian den Andern:

„Heute früh zwischen 6 und halbweg 7 hat er sein Recht ausgestanden, hanget im Ende, siehet, was auf der Elbe für Schiffe fahren; eben an der Eiche zwischen der Christiansburg und Königs-Nase, da der Dürke die großen Aeste hat müssen weghauen, hat er den stehen lassen; hätte er gewußt, daß er daran sterben sollte, er würde ihn wohl auch haben lassen weghauen.“ (!) —

In Hasche's diplomat. Geschichte Dresdens (III., 25, 5) findet sich folgende merkwürdige Stelle (bei Gelegenheit der Beschreibung des Monuments am Hasenberge): „August übergiebt seinem Bruder Moritz das Churschwert. Hinter ihm steht seine Gemahlin Anna und zuletzt der Tod — Alles in Lebensgröße.“ (!) Also der Tod in Lebensgröße!

Matthisson trat zuerst mit „Reliquien eines Freidenkers“ auf, welche nicht viel sagen wollen. Die schönen Schlusszeilen des Genfersee's sind aus einem Gedicht von Gotthold Lange entlehnt, dem guten Freunde Lessing's (ich kann im Augenblick die Parallel-Stelle nicht citiren).

A. Ich glaube an gar nichts.

B. So betrachten Sie also den Sternenhimmel als ein blaues Wunder und das menschliche Leben als ein bloßes Gelegenheitsgedicht des Weltgeistes oder gar als ein seltsames Zusammentreffen zufälliger Umstände?

Au Keppler.

Sie haben Dich zwar lassen verhungern,
Doch Dir nach Deinem Tode gesetzt
Ein Denkmal, das man, schlecht gerechnet,
Dreitausend harte Thaler schätzt.

A. Haben sie Ihren Roman fertig?

B. Ja, aber ich bin um einen Titel verlegen.

A. Wenn Sie hier keinen finden, so wenden Sie sich doch an die Universität R., da können Sie dem Kinde Ihrer Muse für ein Billiges den Doctor-Titel verschaffen.

G. B. Wetzel.

Lauf der Dinge.

Du bist — Gott weiß, aus welchen Tagen,
Sprichst Du uns von der Dinge Lauf;

Es häufen ungelöst sich auf

Die Fragen — sprich vom Stand der Fragen.

R. v. Groscreutz.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Das eigentliche Debüt der neuen Intendanz aber war das Schauspiel: „Der Sohn der Wildniß“, von Halm, ein dramatisches Werk, das wie ein belobender Balsam-Tropfen auf die Zunge der verschmachtenden Dramaturgie fällt. Das Stück ist, wie berichtet wird, in kaum drei Wochen einstudirt worden, — unerhört bei der Berliner Bühne und darum um so dankenswerther. Es hat einen kritischen Kampf in der Bossischen Zeitung erregt, der sich von der Replik bis zur Tertuplik fortspannt und mit der Niederlage des Angreifers endete, der freilich gleich mit blindgeladenem Gewehr in die Schlacht gezogen war, vielleicht in der Meinung, daß ein Schreckschuß genügen werde. Der Angriff galt der Recension des Professors Subiz, die mit gründlicher und geistvoller Kritik das Halm'sche Stück gelobt hatte. Was gewisse Leute am meisten verschnapfte, war, daß „der Sohn der Wildniß“ durchaus nicht in das engherzige, übelberühmte Schema der modernen Tragödie und der modernen Tragöden passen wollte. Diese Leute hatten daher die Partei-Binde — nicht um den Arm, sondern wie jede Partei-Binde — um die Augen und waren daher mit einer Blindheit geschlagen, unter der sie possirtlich und widerlich herumtappten und um sich schlugen, theils in die Luft, theils unter Distelköpfe. In Halm's Stück, wie es auf der Basis des griechischen Lebens ruht, webt und lebt ein äußerst wohlthuender Geist griechischer Schönheit, ein erquickendes Ebenmaß, eine lautere Reinheit und ein tiefer und kunstschöner Gedanke. Kultur und menschlicher Urzustand bilden einen ebenmäßigen Kontrast, indem hier wie dort Vorzüge und Mängel, immer unter dem Gesetz der Schönheit, sich um die Hauptgedanken gruppieren. Dieser Dualismus geht in der Einheit der Liebe auf, die als aller Civilisation Ursprung und Gipfel erscheint, und insofern kann man sagen, das Drama habe einen christlichen Grundgedanken. In dem solcherweise kunstvoll gefügten Gedanken sind die höchsten und heiligsten Beziehungen der Menschheit repräsentirt, und indem diese gewaltige Einheit sich entfaltet, glauben wir den Flügelschlag der Geschichte der Menschheit zu hören; das ewig Wahre und Unwandelbare der Menschen-Natur weht mit heiligem Odem uns an, und wie durch ein Wunder finden wir uns selbst, unsere Weisheit und unsere Thorheit, unser Denken und Irren, unser Streben und Entbehren in dieser vortausendjährigen Welt wieder und eine süße Täuschung vernichtet den Traum der Zeit vor der Wirklichkeit des Gedankens. Ich muß es mir versagen, hier tiefer auf die herrliche Kunstwerk einzugehen. Bewundern muß ich die Virtuosität derjenigen, welche in dem Grade Herren ihrer Ueberzeugung sind, daß sie, ganz nach ihrem Willen, etwas schwarz oder weiß sehen können. Sie belügen weder Andere, noch sich selbst, wenigstens nicht bewußt, sondern sie belügen die Wahrheit, sie drehen sie um, wie einen Handschuh, oder kneten sie wie einen Teig in alle Formen. Sie überzeugen sich, daß der Himmel grün und das Gras blau ist, sie überzeugen sich, daß der December vor dem November kommt, sie überzeugen sich, daß 2mal 2 fünf giebt. Es sind Köpfe mit einer halbverdauten Logik, die sie ewig wiederkauen und jedesmal als ein anderes Gericht. Sie sind konsequent in den Prämissen, aber willkürlich und wandelbar in den Schlussfolgerungen. So erscheinen sie mehr als Unwissende, denn als Täuschende, und so, nach diesem Maßstab, müssen die unseligen Kritiken beurtheilt werden, welche unsere gesunden Sinne verkehren und

verwirren wollen, indem sie Nachwerke, die als Symbole der kastrierten Intelligenz erscheinen, als Kinder einer Gottheit anpreisen. — Gespielt ward „der Sohn der Wildniß“ Gottlob! vortrefflich, sowohl im Einzelnen wie im Ensemble. Herr Grua als Ingomar bewegte sich just auf dem Gebiete, das ihm am vertrautesten ist und befriedigte sehr jede Erwartung. Frä. v. Hagn als Parthenia assimilirte die Rolle ihrer Individualität und reproducirte sie dann mit der ihr eigenen Meisterschaft. Frä. v. Hagn macht jede Rolle zu einer geistreichen, und indem sie solchergestalt oft aus Nichts — Etwas macht, macht sie eben so oft aus Etwas — etwas Anderes. So erscheint sie in der Rolle der Parthenia mehr als eine Repräsentantin des Gedankens der Liebe, denn der Liebe selbst, das Gefühl wird bei ihr Esprit und die Reinheit (in beiderlei Bedeutung der Ursprünglichkeit und Kindheit) zum Humor, oft mit einem Anflug von Selbstironie, der zwar pikant ist, aber doch schon jenseits der Grenze der Kunstschönheit liegt. Frä. v. Hagn manifestirt sich demnach immer als eine geniale Künstlerin, und als solche muß sie selbst der anerkennen, der sie nicht für eine große Künstlerin hält. Kleine hors d'oeuvres muß man ihr nachsehen, denn das ist ein unabweislicher Anspruch der Genialität, und Frä. v. Hagn scheint einen um so größeren Anspruch darauf zu haben, als sie selbst seit Jahr und Tag darauf hingearbeitet hat, sich jener heiligen, unverletzlichen Beschränkung zu fügen, die der achten Künstlerschaft Wesen und Siegel ist. Herr Kott ist in der Rolle des Vaters der Parthenia, eines alten polizeilich-patriotischen, hasensüßig-loyalen Schwertfegers, sehr wacker, was anzuerkennen mich freut, und auch Herr Freund ist in der Darstellung des niedriggesinnten reichen Geizhammels Polydor glücklich, da hier seine stets verständige, ja geistvolle Auffassung nicht durch den Mangel an Mitteln, den die Natur bei ihm verschuldete, gestört wird.

Die jüngste dramatische Novität, für uns wenigstens Novität, ist der „Bruder Cain“, von Herrn Smidt, ein Stück, das, wie Juan Maiquez, ebenfalls einen höheren literarischen als dramatischen Werth hat. Professor Subiz hat den Nagel sicher auf den Kopf getroffen, indem er das Stück ein Melodrama nannte, und nicht minder bezeichnend sagte ein anderer geistreicher Kritiker, es sey mehr theatralisch als dramatisch. Ich habe diesen Aussprüchen eigentlich nichts hinzuzufügen, denn der so angelegte Maßstab wird selbst zur Kritik. Vielleicht thäte Herr Smidt besser, sich dem modernen Lustspiel zuzuwenden, namentlich jener Gattung, die, mit tieferem Ernst den Socialismus unserer Zeit fassend, haarscharf an dem eigentlichen Drama vorüberstreift. Die Romantik ist eine heillose Klippe, an welcher man nur mit kundigem Lootsen sicher vorüberfahren kann, während das sociale Leben ein flaches Ufer ist, auf dem man, bleibt man auch hier und da sitzen, doch durch die nächste Fluth wieder flott gemacht wird. — Als musikalische Neuigkeit brachte uns die letzte Woche eine zweiaktige Oper von Donizetti: „Marie, oder: die Tochter des Regiments“, eine Oper, deren Libretto, was das Sujet und die scenische Anordnung betrifft, bis zum Humor launig ist, während auch die Musik theils an innerlichem Werth, theils an künstlicher Außerslichkeit sich geschickt bis zum Niveau angenehmer Befriedigung emporarbeitet. Das Finale des ersten Akts, die Introduction zum zweiten, ein Terzett in eben diesem und einige andere Nummern sind sehr ansprechend, und wenn auch nur Flitter, doch schimmernder Flitter, der wohlgefällt. Die Tenorpartie ist mit einigen hübschen Arien bedacht, die Herr Gehrer, ein neuengagierter Tenorist, recht brav sang.

(Fortsetzung folgt.)